8

Literatur und Medien

Eva-Felicitas Bonk

Flexibler Normalismus im Comedy-Format

Normalitäten und A-Normalitäten in amerikanischen Sitcoms

Tectum

Literatur *und* Medien

Literatur *und* Medien

Herausgegeben von
Volker Wehdeking
Gunter E. Grimm
Rolf Parr

Band 8

Flexibler Normalismus im Comedy-Format

Normalitäten und A-Normalitäten in amerikanischen Sitcoms

von

Eva-Felicitas Bonk

Tectum Verlag

Eva-Felicitas Bonk

Flexibler Normalismus im Comedy-Format.
Normalitäten und A-Normalitäten in amerikanischen Sitcoms

Literatur und Medien; Band 8

Zugl. Diss. Universität Duisburg-Essen 2015,
Originaltitel: *„Flexibler Normalismus im Comedy-Format. Die Verhandlung von Normalitäten und A-Normalitäten in amerikanischen Sitcoms“*

ISBN: 978-3-8288-6361-3
(Dieser Titel ist zugleich als gedrucktes Buch
unter der ISBN 978-3-8288-3681-5 im Tectum Verlag erschienen.)

© Tectum Verlag Marburg, 2016

Umschlagabbildung: © Max Lewe

Druck und Bindung: Schaltungsdienst Lange, Berlin

Besuchen Sie uns im Internet
www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Inhalt

1 Flexibler Normalismus: Einführung in ein Konzept . . 7

1.1 Das Konzept des flexiblen Normalismus in der Medienwissenschaft. 21

2 Das Medium Fernsehen als Produzent und Vermittler von Normalitäten 33

3 Die ‚Sitcom' als normalistisches Fernsehformat 47

4 Supernormalität trifft auf Subnormalität: Two Broke Girls 53

4.1 „Das ist echt ein Horrorflash" – Die Figur Caroline und der Pol der De-Normalisierung. 74

4.2 „Was bist du?" – Die Figur Max im Feld der De-Normalisierung. 88

4.3 Max und Caroline: Warum der Normalismus flexibel ist . . 94

5 Zwischen Genie und Wahnsinn: The Big Bang Theory 107

5.1 Super- und Subnormalität in einer Person – Sheldon Cooper 110

5.2 „Ihr seid alle absolut bedauernswert" – Die Figur Penny und das Normalfeld der ‚Mitte' 137

5.3 Normalfelder und Gruppenbildung in The Big Bang Theory 147

6 Das a-normale Loft: New Girl 183

6.1 Die Henne im Korb – die Population rund um Jess 185

6.2 ‚Störfaktor' Cecilia – die vergleichsweise a-normale Beziehung mit Schmidt. 220

6.3 New Girl: Eine Population mit minimalistischer Evolution. 228

7 Sex and the City – über Freaks und Frauen. Eine Einführung in die Thematik der Serie 237

7.1 Sex, Drugs, and … – Die Suche nach Liebe 238

7.2 Die große Sicherheit – Berg- und Talfahrten bei der Suche nach Liebe in Sex and the City 244

8 Episodisches Erzählen versus Erzählrhythmen der Sitcom 271

9 Zusammenfassung: Normalitätsvermittlung in Comedy-Formaten des Fernsehens 279

10 Literaturverzeichnis. 311

11 Abbildungsverzeichnis. 323

1 Flexibler Normalismus: Einführung in ein Konzept

Auf Normalitäten wird im Alltag ständig Bezug genommen: Man freut sich, in dieser oder jener Hinsicht normal zu sein oder muss erkennen, dass dieses oder jenes eigene Verhalten nicht normal ist. Auch Politik, Alltag und Wissenschaft beschäftigen sich ständig mit Normalitäten und mit der Frage, ab wann etwas nicht mehr normal ist. „Liebeskummer, Langeweile, Wut – Was ist dabei normal?" titelte die deutsche Ausgabe des Mode- und Lifestylemagazins *Glamour*.[1] In der Wochenzeitung *Die Zeit* schrieb eine Redakteurin über die Angst der gesellschaftlichen Mitte vor ihrem eigenen Verschwinden angesichts der Diskussion über Homosexuelle, deren Partnerschaften und Eheschließungen. Der Artikel stellt nichts anderes als den Versuch dar, ein Thema, das bisher eher am Rande des gesellschaftlich für normal Erachteten platziert ist, näher in die Mitte der Gesellschaft zu rücken.[2]

In derselben Zeitung wird eine normalistische Verortung von Politikern praktiziert. In ihrem Artikel „Frau Nö." schreibt eine Redakteurin darüber, wie normal die Politikerin Hannelore Kraft sei und warum sie trotz ihrer prominenten Rolle kaum anders sei als der Rest der Gesellschaft.[3] Ebenfalls in der *Zeit* fragt Stefanie Schramm in einem mehrseitigen Dossier: „Was ist normal?"[4] Und das Wirtschaftsmagazin *brandeins* widmet Normalitäten im Oktober 2013 sogar ein Schwerpunktheft, das alle möglichen Spielarten von Normalität zu behandeln versucht.[5] Allein die Liste der Zeitungs- und Zeitschriftenartikel zum Thema Normalitäten ließe sich gegen Unendlich verlängern.

Was aber genau ist Normalität? Und was genau sind Normalitäten? Was ist wann innerhalb eines bestimmten Spektrums normal und was nicht? Die Vorstellungen davon, was in einer Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt als normal und was als nicht-normal gilt, wird maßgeblich medial vermittelt.

1 Nuber, Ursula: Liebeskummer, Langeweile, Wut – Was ist dabei normal? In: *Glamour* Nr. 3/2013, S. 232 – 237.

2 Lemke-Matwey, Christine: Lisa liebt Leslie, Lars liebt Leo. In: *Die Zeit* Nr. 9 (20. Februar 2014), S. 46.

3 Blasberg, Anita: Frau Nö. In: *Die Zeit* Nr. 9 (21.Februar 2013), S. 15 – 17.

4 Schramm, Stefanie: Was ist normal? In: Die Zeit Nr. 20 (08. Mai 2013), S. 31 – 32.

5 *brandeins*: Alle sind normal. Nur du nicht. Nr. 10 (Oktober 2013), S. 45 – 146.

Abb. 1 Normalitäten als Titelthema: *brandeins*.

Abb.2 Normalitäten als Titelthema: *Glamour*.

Audiovisuelle-, Print- und Online-Medien stellen ihren Rezipienten in nahezu allen ihren Formaten Normalitätsangebote bereit, an denen sie sich orientieren können; sei es, um sich den angebotenen Normalitäten anzuschließen, sei es, um die Grenzen solcher Normalitäten lustvoll zu durchbrechen. Das gilt insbesondere für viele Fernsehformate. Egal, ob Nachrichten, Doku-Soaps oder Spielfilme, sie alle stellen den Zuschauern rund um die Uhr aufbereitete Daten zum Abgleich mit den eigenen Normalitäten oder A-Normalitäten zur Verfügung, mal mehr, mal weniger unterhaltsam. Während den Rezipienten dabei Nachrichten-Formate als Berichterstattung über in der fernen oder nahen Welt zu findende Abweichungen von Normalitäten dienen und gleichzeitig Re-Normalisierungsmöglichkeiten anbieten, führen Doku-Soaps und Spielfilme die Normalitäten Anderer formatspezifisch vor. Folg-

lich verhält sich das Fernsehen wie eine Agentur, die Orientierungsangebote bereitstellt, welche aber nicht wie eine strikte Vorgabe von den Rezipienten angenommen werden müssen, sondern flexibel genutzt werden können. Anders formuliert: Das Fernsehen bietet seinen Zuschauern verschiedene Normalitäten an, die die Rezipienten mit der Weichenstellung zustimmender Grenzüberschreitung oder Rückversicherung der eigenen Normalität aufgreifen können, aber nicht müssen. Dabei zeigt das Fernsehen (wie andere Medien auch), indem es die Ambivalenz von Normalitäten und Nicht-Normalitäten und damit auch die Faszination an beiden vorführt, mögliche Konstruktionen dessen auf, was normal sein kann und was nicht. Das bereitet den Zuschauern eine doppelte Lust bei der Rezeption: beruhigende Rückversicherung der eigenen Normalität auf der einen, möglicher Nervenkitzel bei der Grenzüberschreitung auf der anderen Seite.

Mit seinem breit gefächerten Angebot an unterschiedlichen Serien innerhalb verschiedener Formate, in denen mögliche Strukturen von Normalitäten mit dem Inhalt der jeweiligen Serien gekoppelt werden, stellt das Fernsehen ebenso unterschiedliche und vielfältige Entwürfe von Normalitäten bereit, sodass jeder Rezipient seine eigenen Normalitäten konstruieren kann. Insbesondere für den Mediennutzer des 21. Jahrhunderts ist diese Art der Sich-normalistisch-verortenden-Rezeption selbst schon wieder so alltäglich geworden, dass sie bisweilen gar nicht mehr reflektiert wird. Diese Situation ist das Ergebnis einer über Jahre andauernden Entwicklung hin zu modernen normalistisch basierten Gesellschaften, die im Folgenden in einigen wichtigen Strängen genauer dargestellt wird.

Die Anfänge des Konzepts der Normalität findet sich erst seit dem 18. Jahrhundert in okzidentalen Gesellschaften, da Normalitäten Statistik oder doch zumindest ein statistikähnliches Denken voraussetzen, das seinerseits wiederum verdatete Gesellschaften erfordert.[6] Mit den absolutistischen Zentralstaaten entstanden homogenisierende Regierungsmächte und damit ein Vergleichssystem für die Bevölkerung, anhand dessen die Menschen sich untereinander und in Bezug auf je-

6 Vgl. Link, Jürgen: ‚Normalisierungsgesellschaft'? ‚Kontrollgesellschaft'? ‚Flexibler Normalismus'. Über einige aktuelle Gesellschaftskonzepte, mit einem Blick auf die ‚Reformen'. In: *kultuRRevolution zeitschrift für angewandte diskurstheorie* Nr. 49 (Juli 2005), S. 4 – 10, hier S. 5. Vgl. ebenso Link, Jürgen: Grenzen des flexiblen Normalismus? In: Schulte-Holtey, Ernst (Hrsg.): *Grenzmarkierungen. Normalisierung und diskursive Ausgrenzung*. Duisburg 1995, S. 24 – 39, hier S. 24. Im Folgenden zitiert als Link (1995).

weils herrschende Normen vergleichen konnten.[7] Die vormodernen Vertikalmodelle, die die Menschen einer Gesellschaft in Kasten und Stände unterteilen, waren diskontinuierlich und somit mit einem normalistischen Denken nicht vereinbar, da dieses auf Kontinuität und ihren lückenlosen Fortgang angewiesen ist. Erst die Herauslösung der Individuen aus ihren traditionellen Gemeinschaften, die ‚Atomisierung' der Individuen, und die Anordnung ihrer vielen normalistischen Fälle schuf die Voraussetzung für Verdatung.[8] So ermöglichten Raster mit Hilfe von Durchschnitten die Unterscheidung zwischen ‚normal' und ‚a-normal' und konnten den Individuen einer Gesellschaft Orientierungen über den Vorschlag von ‚Normalität' bieten.[9] Sämtliche entstandene Theorien des Phänomens ‚Normalismus' folgen in ihrer Argumentation dabei vier Entwicklungssträngen mit unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten, welche im Folgenden eingehender betrachtet werden sollen.

Mitte des 19. Jahrhunderts befasst sich der Mediziner François-Joseph-Victor Broussais mit Wahnsinn, Manie und Depressionen von Menschen und legt diesen Gefühlsregungen eine kontinuierliche und dreiteilige „Kurve der Irritation" zugrunde: „Sie besitzt im mittleren Bereich ein ‚normales' Spektrum, sowie zwei ‚a-normale' Zonen *oben* und *unten* […], wobei jeweils eine Normalitätsgrenze überschritten wird. Die gesamte Kurve ist kontinuierlich und deshalb Raum dynamischer Prozesse".[10] Damit spricht er bereits eine Art Normalverteilung an, wie sie später von Jürgen Link ausführlicher als Gauß'sche Normalverteilung behandelt wird, worauf nachfolgend im Zusammenhang mit Links Ausführungen genauer einzugehen ist.

Die Theorie von Broussais wird wenige Jahre später von Auguste Compte weiterentwickelt. Selbst von manischer Depression betroffen, erkennt und formuliert er als erster das Kontinuitätsprinzip, indem er seine Krankheit sowie seine Heilung als Überschreitung einer Nor-

---

7 Vgl. Sohn, Werner: Bio-Macht und Normalisierungsgesellschaft – Versuch einer Annäherung. In: Sohn, Werner/Mehrtens, Herbert (Hrsg.): *Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*. Opladen/Wiesbaden 1999, S. 7 – 29, hier S. 11 sowie S. 16. Im Folgenden zitiert als Sohn (1999).

8 Vgl. Link; Jürgen: Normale Krisen? Normalismus und die Krisen der Gegenwart. Konstanz 2013, S. 166 sowie S. 65. Im Folgenden zitiert als Link (2013).

9 Vgl. Sohn (1999), S. 10, siehe Fn 7.

10 Link (2013), S. 127.

malitätsgrenze und die Wiederherstellung seiner Normalität in Form einer kontinuierlichen Kurve beschreibt.[11] Somit können seine Ausführungen und die von Broussais „als einer von mehreren Gründungsakten des theoretischen Normalismus betrachtet werden".[12] Comte und Broussais bilden damit einen ersten Entwicklungsstrang des Normalismus. Dieser Strang stützt sich ebenso wie der zweite, der die industriell-technische Normung umfasst, auf statistische Dispositive.[13] George Canguilhems medizinische Dissertation „Das Normale und das Pathologische" aus dem Jahr 1943 greift die Überlegungen von Broussais und Compte auf und entwickelt sie entscheidend weiter. So beschreibt Canguilhem das Normale als dasjenige, was auf die Mehrzahl einer bestimmten Gattung zutrifft und somit die Grundlage für einen statistischen Durchschnitt ausmacht.[14] Als statistischen Durchschnitt definiert er die Menschen, an denen gemessen die größte Abweichung die seltenste ist, wobei sich der Großteil der Menschen in diesem statistischen Durchschnitt befindet und die Abweichenden die kleinste Gruppe bilden.[15] Dabei weist er – wie auch schon Broussais – auf eine Art Normalverteilung in Form einer Glockenkurve als Bild für die Verteilung der Positionen in einem Normalfeld hin. Canguilhem sieht dabei das gesamte menschliche Leben als eine normative Aktivität, die auf Abweichungen mit Krankheit reagiert, um sich selbst zu

11 Vgl. Link (2013), S. 125f., siehe Fn 8.

12 Ebd., S. 125.

13 Vgl. Link (1995), S. 25, siehe Fn 6. An dieser Stelle wird auf eine ausführlichere Beschreibung von Normalität im Bereich von Industrie und Technik verzichtet, da diese für den Gegenstand der Dissertation nicht von größerer Bedeutung ist. Für eine eingehendere Betrachtung dieses Entwicklungsstrangs siehe Wupper-Tewes, Hans: Rationalisierung als Normalisierung. Betriebswissenschaft und betriebliche Leistungspolitik in der Weimarer Republik. Münster 1995, S. 78ff. Siehe hierzu ebenso Link, Jürgen: „Normativ" oder „Normal"? Diskursgeschichtliches zur Sonderstellung der Industrienorm im Normalismus mit einem Blick auf Walter Cannon. In: Sohn, Werner/Mehrtens, Herbert (Hrsg.): *Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*. Opladen/Wiesbaden 1999, S. 30 – 44, hier S. 32 – 34.

14 Canguilhem, Georges: Das Normale und das Pathologische. München 1974, S. 81. Im Folgenden zitiert als Canguilhem (1974). Vgl. ebenso Link, Jürgen: Von Karl Kraus zu Rainald Goetz: Zwei Stadien der Medienkritik – zwei Stadien des Normalismus? In: Balke, Friedrich/Wagner, Benno (Hrsg.): *Vom Nutzen und Nachteil historischer Vergleiche. Der Fall Bonn-Weimar*. Frankfurt am Main/New York 1997, S. 235 – 255, hier S. 236. Im Folgenden zitiert als Link (1997).

15 Canguilhem (1974), S. 104.

normalisieren, da der Mensch eine Abneigung gegen alles habe, das nicht seinen Normen entspräche.[16]

Im Gegensatz zu Canguilhem, der den statistischen Durchschnitt und die Gauß'sche Normalverteilung als Erster im Zusammenhang mit dem Konzept der Normalität entwickelt, verfolgt Michel Foucault im Laufe des 20. Jahrhunderts einen anderen, diskursanalytischen Ansatz und fokussiert dabei den dritten Entwicklungsstrang des Normalismus, der Normen und Normalitäten sowie deren Ausprägung in übergreifend-integrierenden Sektoren okzidentaler moderner Gesellschaften umfasst, wie z. B. Politik und Soziales.[17] In „Überwachen und Strafen"[18] sieht er Normalität und Normalisierung als historische Kategorien der Moderne an und nicht – wie Canguilhem – als überzeitliche Realität.[19] Foucault beschreibt Normalisierung als Produkt der Disziplinaranstalten, welche durch ihr lückenloses Strafsystem normierend und normalisierend wirken.[20] So habe sich das Normale seit dem 18. Jahrhundert als Zwangsprinzip eta-bliert und die Normalisierung sei in Verbindung mit der Überwachung zu einem großen Machtinstrument geworden, das die Gesellschaften zur Homogenisierung zwinge.[21] Denn mit Hilfe eines Systems von verschiedenen Graden der Normalität sei es den Menschen möglich, sich aneinander abzugleichen, sich Klassen und Rängen zuzuordnen und durch die so erkannten Unterschiede Abstufungen in ein Kontinuum zu bringen.[22] Für die Zeit ab dem beginnenden 19. Jahrhundert stellt Foucault der ‚Norm der Disziplin' die ‚Norm der Regulation' an die Seite, welche in der Regulation der Bevölkerung durch die Herstellung von Mengen Anwendung finden. Von diesem Zeitpunkt an stützt sich die Regulation der Bevölkerung auf die Vorstellung, ein Körper und die ihm auferlegte Norm spielten so

16 Canguilhem (1974), S. 82, siehe Fn 14.

17 Vgl. Link, Jürgen: Normalismus: Konturen eines Konzepts. In: *kultuRRevolution. zeitschrift für angewandte diskurstheorie* Nr. 27 (August 1992), S. 50 – 70, hier S. 56. Im Folgenden zitiert als Link (1992). Vgl. ebenso Link (1995), S. 25, siehe Fn 6.

18 Die Erstausgabe erschien 1975 unter dem französischen Originaltitel „Surveiller et punir".

19 Der folgende Absatz bezieht sich durchgängig auf Foucaults Definition von Norm und Normalität. Siehe hierzu: Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main 1994. Im Folgenden zitiert als Foucault (1994). Siehe ebenso: Link (1992), S. 56 sowie S. 59, siehe Fn 17.

20 Foucault (1994), S. 236, siehe Fn 19.

21 Ebd., S. 237.

22 Ebd., S. 237f. Siehe hierzu ebenso: Sohn (1999), S. 15ff., siehe Fn 7.

zusammen, dass eine Vergleichsmatrix entstehe, mit deren Hilfe ein statistischer Durchschnitt geschaffen werden könne.[23] Gemeinsam mit dem Abgleich an jener Matrix, ist Foucaults Theorie für die Menschen des ausgehenden 20. Jahrhunderts zu einem selbstverständlichen Orientierungs- und Handlungsmuster geworden.[24]

Sowohl die Ausführungen von Broussais, Compte und Canguilhem als auch die von Foucault bilden je einen Zweig der Normalismusforschung und beschreiben mit dem Beginn normalistischen Denkens im 18. Jahrhundert durch die Disziplinarmacht, mit der Verbindung von Disziplin und Regulation im 19. Jahrhundert und mit dem selbstverständlichen Abgleich der Individuen untereinander und an Normaltäten die ersten drei Entwicklungsstufen des Normalismus. Erst im 20. Jahrhundert wird Foucaults weitgehend deterministisches Denkmodell durch ein probabilistisches und flexibles abgelöst.[25] Während Foucault stets auf die Macht der Norm bzw. der normierenden Vorgaben hinweist, ist das neue Modell ausgerichtet auf flexible Grenzüberschreitungen und damit auf die Orientierung und Selbstpositionierung innerhalb eines Normalfeldes. Grundlegend für die Konstruktion eines Normalfeldes ist dabei weniger der Rückgriff auf Ge- und Verbote, als vielmehr die Orientierung an statistischen Daten und daraus resultierenden Wahrscheinlichkeiten. Das heißt, je höher die Wahrscheinlichkeit, dass ein bestimmtes Ereignis auftritt, desto höher ist auch der Erfolg, mit diesem ein Normalfeld abzustecken.

An dieses Modell anknüpfend beschäftigt sich Link in seinem „Versuch über den Normalismus“ von 1997 eingehend mit dieser vierten Entwicklungsstufe des Normalismus sowie in „Normale Krisen. Normalismus und die Krisen der Gegenwart“ mit dessen aktueller Rolle im 21. Jahrhundert.[26] Im Folgenden wird Links spezifische Konzepti-

---

23 Sohn (1999), S. 17 sowie S. 23.

24 Vgl. ebd., S. 9.

25 Vgl. Mehrtens, Herbert: Kontrolltechnik Normalisierung. Einführende Überlegungen. In: Sohn, Werner/Mehrtens, Herbert (Hrsg.): *Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*. Opladen/Wiesbaden 1999, S. 45 – 64, hier S. 47. Im Folgenden zitiert als Mehrtens (1999).

26 Neben der historischen Einordnung der behandelten Konzepte sowie der Ansätze anderer Theoretiker thematisiert Link mit diskursanalytischer Herangehensweise die Rolle des Normalismus als Generator diskursiver Ereignisse ab 1968. Mit der Charakterisierung von Normalität als allgegenwärtiges wirksames Dispositiv geht er insbesondere auf dessen Erschei-

on des flexiblen Normalismus als theoretische Grundlage für die konkreten Analysen von Fernsehserien genutzt und eingehend dargestellt.

Link versteht unter Normalismus die Gesamtheit aller diskursiven und praktisch-intervenierenden Verfahren, Dispositive, Institutionen und Instanzen, die in modernen Gesellschaften Normalitäten produzieren.[27] Dabei ist Normalität nicht zu verwechseln mit Normativität, denn diese gab es in allen uns bekannten Gesellschaften lange vor einem flexibel-normalistischen Denken. Normalität in dem von Link spezifizierten Sinne hat es vor dem 18. Jahrhundert nicht gegeben, weswegen er von einem „historischen Novum" spricht.[28] Während Normalität eine Art Orientierungsnorm beschreibt und eine weite Spannbreite von flexiblen Möglichkeiten bietet, stellt Normativität eine Punktnorm dar, was bedeutet, dass es sich um eine entweder/oder-Norm handelt, die entweder erfüllt werden kann oder nicht. Im Unterschied zur Normalität, die deskriptiv ist, ist Normativität präskriptiv und unabhängig vom Vergleich mit andern Fällen, also unabhängig von Verdatung. Als typisches Phänomen moderner Gesellschaften basiert Normalität dagegen gerade auf Verdatung, statistisch erhobenen Daten, die bei der Abschätzung von Risiken helfen, die das Überschreiten von Normalitätsspektren mit sich bringen. Grenzüberschreitungen sind hier weniger gravierend als bei der Normativität, die immer mit Sanktionen verknüpft ist.[29] Das heißt, dass die Normativität mit Hilfe von Normen klare Richtlinie vorgibt. Die Normalität hingegen beschreibt die Verteilung von Individuen bzw. deren konkrete Orientierungen von Normalitäten in der Gesellschaft. So haben die Felder des Normalen und des Normativen seit dem 18. Jahrhundert zwar nebeneinander existiert, sich aber „zu zwei deutlich verschiedenen kulturellen Komplexen auseinander entwickelt".[30] Dennoch können sie aufeinander einwirken, was sich im Falle eines Konfliktes zeigt. Ist dies gegeben, hat sich die Normalität in modernen Gesellschaften meist als stärker er-

---

nungsformen in Literatur, Film und Fernsehen sowie im Alltag moderner Gesellschaften ein. Siehe hierzu auch Mehrtens (1999), S. 47, siehe Fn 25.

27 Vgl. Link, Jürgen (et. al.): Zur Einleitung: Facetten des Faszinationstyps ‚(nicht) normale Fahrt'. In: Gerhard, Ute/Grünzweig, Walter/Link, Jürgen/Parr, Rolf (Hrsg.): *(Nicht) normale Fahrten. Faszinationen eines modernen Narrationstyps.* Heidelberg 2003, S. 7 – 17, hier S. 8. Im Folgenden zitiert als Link et al. (2003).

28 Link (2013), S. 34, siehe Fn 8.

29 Vgl. Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Göttingen 2009, S. 33f. Im Folgenden zitiert als Link (2009).

30 Link (2013), S. 33.

wiesen und zu einer Änderung der Normen beigetragen. Als jüngste Beispiele nennt Link hier die Entkriminalisierung der Abtreibung oder die langsame Akzeptanz von Homosexualität in der Gesellschaft.[31] Dadurch, dass eine wachsende Anzahl an Individuen in der Öffentlichkeit offener über Abtreibung oder Homosexualität spricht bzw. sich selbst dazu bekennt, wächst die Akzeptanz dieser Themen und kann sich als Normalfeld etablieren. Umgekehrt kann Normativität Auswirkungen auf die Normalität haben, was sich besonders gut am Beispiel Chinas zeigen lässt: Aufgrund des zu großen Bevölkerungswachstums von durchschnittlich zwei bis drei Kindern pro Ehe (normalistisches Sexualverhalten), ist es den Paaren nun verboten, mehr als ein Kind zu bekommen (normative Vorgabe).

Weiter ist Normalität nicht gleichzusetzen mit Alltagsroutine, da diese nicht an eine (größere) Gruppe gebunden ist, sondern sich nur auf einzelne Personen bezieht.[32] Wäre also der Alltag aller Personen als normal anzusehen, gäbe es keine Unterschiede mehr. Dadurch würden alle Normalitätsgrenzen ad extremum ausgeweitet und es gäbe keine Orientierungspunkte mehr, die helfen würden, einzuschätzen, was zu einem bestimmten Zeitpunkt und mit Blick auf bestimmte Verhaltensweisen normal ist und was nicht. Die Gesellschaft befände sich in einer Art transnormalistischen Situation.[33] Es gäbe keine Vergleichsmöglichkeit mehr für die Individuen, die damit ihre Orientierung verlieren würden und mit einiger Wahrscheinlichkeit hochgradig verunsichert wären.

Ebenso wenig wie Alltag meint Normalität eine konstruierte soziale Wirklichkeit, denn wäre jede konstruierte Wirklichkeit normal, so wäre Normalismus als gesellschaftliches Regulativ und die an ihn gekoppelte Normalität hinfällig.[34] Gleiches gilt für die Beziehung zwischen statistischen Durchschnitten und Normalfeldern, die als Begriffe ebenfalls nicht identisch sind. Denn würde man ‚Durchschnitt' und ‚Normalfeld' als identisch ansehen, so würde dies bedeuten, dass auch Normalität und statistischer Durchschnitt identisch seien. Dies ist aber insofern nicht der Fall, als Durchschnitt lediglich die statistische Grundlage liefert, auf der Normalfelder und damit Normalitäten konstruiert werden können. Während Durchschnitt folglich nur eine sta-

31 Vgl. Link (2013), S. 34.
32 Vgl. Link (2009), S. 35f.
33 Vgl. Link (2013), S. 112f., siehe Fn 8.
34 Vgl. ebd., S. 38.

tistische Zahlengrundlage ist, die sich aus der Zu- und Abwanderung von Individuen ergibt, versteht sich ein Normalfeld vielmehr als eine Art Frühwarnsystem, das die Individuen vor einer drohenden De-Normalisierung warnt.

In Zusammenhang mit der Funktion der Normalfelder als Warnsystem kommt normalistischem Denken angesichts der in modernen Gesellschaften über die verschiedenen Medien hinweg vielfältig angebotenen Normalitätsentwürfe die Aufgabe einer Versicherung zu, da normalistische Felder die Individuen in der subjektiven Richtigkeit ihres Handelns, ihres Verhaltens und sogar ihres gesamten Daseins bestätigen. Dabei findet sich ein Großteil der Gesellschaft für die verschiedensten Verhaltensweisen und Einstellungen in einem Normalitätsspektrum wieder. Nur wenige Individuen leben dauerhaft ein Leben jenseits der Normalitätsgrenzen. In etliche Normalfelder zugleich involviert, kann ein Individuum durchaus verschieden in diesen verortet und sich von Fall zu Fall unterschiedlich nah oder weit von den Normalitätsgrenzen entfernt platziert sehen. Immer in Bezug auf einen Vergleichspunkt innerhalb eines Normalfeldes verteilen sich die Fälle pro Feld unterschiedlich. Die daraus entstehende Kurve entspricht in etwa der Gauß'schen Glockenkurve, die, links unten beginnend, bis zum Scheitelpunkt stark ansteigt und von dort achsensymmetrisch wieder abfällt. Bildlich betrachtet verteilen sich die Fälle demnach gleichermaßen so von außen nach innen bzw. von den Extremzonen zur Mitte, dass sich die meisten von ihnen im Zentrum der Kurve befinden. Schlösse man also alle Normalitätsszenarien, die für die Menschen einer modernen Mediengesellschaft relevant sind, zusammen, dann wäre das Ergebnis mit einiger Wahrscheinlichkeit in jedem Normalfeld einer Glockenkurve ähnlich, die auch schon einmal nach links oder rechts ‚beulen' kann.

Auf diesen Annahmen aufbauend ergibt sich dann für den flexiblen Normalismus ein Normal-Range-Modell (siehe Abb. 3 und 4 auf den folgenden Seiten): Die Extreme der Kurve, die sich am linken und rechten Rand befinden, stellen die Bereiche der A-Normalität, d. h. der Subnormalität und der Supernormalität dar, sowie in der Mitte den Bereich der Normalität (normal range).[35] Demnach lassen sich nor-

35 Vgl. Parr, Rolf/Thiele, Matthias: Normalize it, Sam! In: Gerhard, Ute/Grünzweig, Walter/Link, Jürgen/Parr, Rolf (Hrsg.): *(Nicht) normale Fahrten. Faszinationen eines modernen Narrationstyps.* Heidelberg 2003, S. 37 – 64, hier S. 39f. Im Folgenden zitiert als Parr/Thiele (2003). Vgl. ebenso Link et al. (2003), S. 12 und Link (2009), S. 44, siehe Fn 27 und 29.

malistische Felder in drei Bereiche gliedern: den der Supernormalität oberhalb und den der Subnormalität unterhalb der Normalitätsgrenzen sowie den zwischen diesen beiden liegenden Normalbereich. Konkret bedeutet dies, dass eine Überschreitung der Normalitätsgrenzen nach oben hin, ein Eintreten in die Supernormalität zugleich ein Übertreffen der jeweiligen Normalität bedeutet. Die Überschreitung der unteren Normalitätsgrenzen hingegen würde eine Unterbietung von Normalität darstellen. So gesehen könnten Super- und Subnormalität auch als ‚besser' bzw. ‚schlechter' als normal bezeichnet werden.

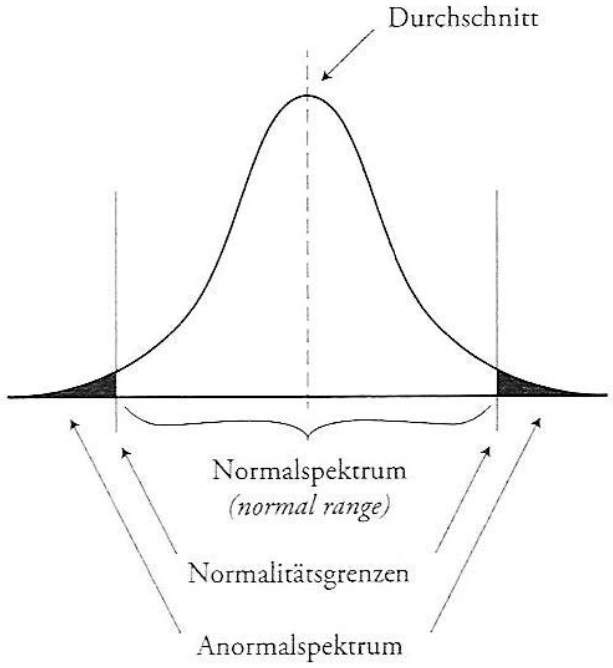

Abb. 3 Die normalistische Basiskurve[36]

36 Link (2013), S. 49, siehe Fn 8.

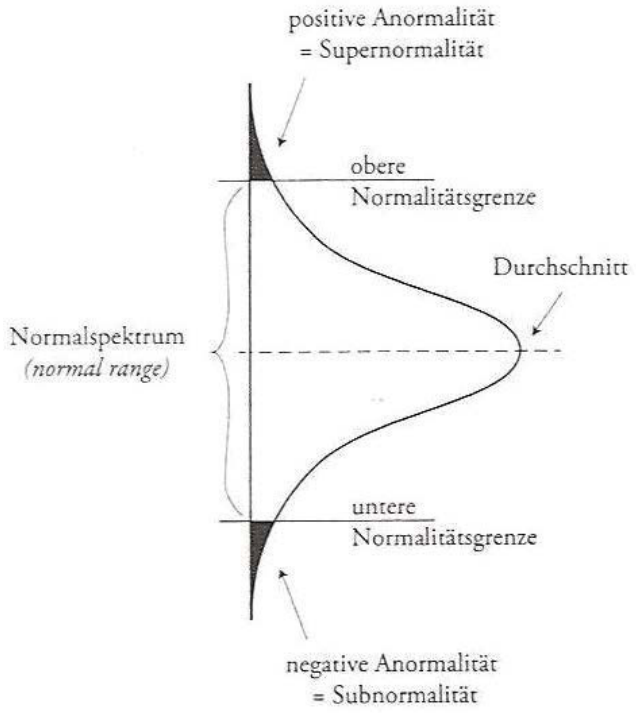

Abb. 4 Das Normal-Range-Modell[37]

Da jede Steigerung von Lebensintensität zu Gunsten eines Nervenkitzels (Thrills) ein Abweichen von der Normalität und daraus resultierend eine Annäherung an die Sub- oder Supernormalität mit sich bringt, sind Individuen in Bezug auf die meisten normalistischen Felder darum bemüht, sich flexibel an den Normalitätsgrenzen abzugleichen und sich immer wieder neu im Spektrum eines Normalfeldes, d. h. auf einem Links-Mitte-Rechts-Extreme-Modell zu verorten. Näher erläutern lässt sich dies an einem kurzen Beispiel: Während sich ein Schüler in Bezug auf seine Noten wahrscheinlich lieber nahe der oberen Normalitätsgrenze, d. h. als besonders guter Schüler, verortet sehen möchte, sieht er sich in Bezug auf seine Kleidung oder seinen Musikgeschmack womöglich lieber in der Mitte verortet. Um beim Beispiel des Schülers zu bleiben: Wäre dieser ein Punker, dann würde es für ihn geradezu eine Katastrophe darstellen, mit seiner Kleidung für völlig normal angesehen zu werden. Natürlich ist jedoch immer anzumerken, dass Situationen unterschiedlich gewertet werden können, sodass sie für den einen als normal und erstrebenswert, für den anderen hingegen als a-normal und zu vermeiden sind. Um beim Beispiel des

37 Link (2013), S. 49, siehe Fn 8.

Schülers zu bleiben: Folglich können Normalität und A-Normalität in ein und derselben Situation aufeinander treffen.[38]

Auch wenn sich die meisten Subjekte in ihrem Verhalten an der Mitte von Normalitätsspektren orientieren, die allein schon durch ihren großen Abstand zu den Extremen maximal attraktiv ist, besteht doch stets eine latente De-Normalisierungsangst, Angst vor Grenzüberschreitung.[39] Moderne Gesellschaften stellen dabei Strategien bereit, damit diese die Individuen gegen eine mögliche, drohende Grenzüberschreitung versichert fühlen und so ihr Bedürfnis nach Sicherheit bzw. Ver-Sicherung der (eigenen) Normalität erfüllen können.[40] Dabei geht es weniger um eine Konditionierung der Subjekte, sondern vielmehr um die Implementierung des flexibel-normalistischen Dispositivs selbst, das ihnen in immer wieder neuer Zusammenstellung immer wieder neue Datenvergleiche und Durchschnittskalküle erlaubt.[41] Mit Rückgriff auf diese Vergleiche können die Subjekte dann in Bezug auf verschiedenste Ereignisse und Vorgänge in der Gesellschaft Normalitätsszenarien entwerfen und ihr Verhalten sowie das Verhalten anderer daran abgleichen und bewerten.[42]

Link unterscheidet dabei zwischen dem traditionellen Normalismus, dem Protonormalismus und dem flexiblen Normalismus. Typisch für den Protonormalismus, der faktisch die ersten eineinhalb Jahrhunderte des Normalismus dominiert hat, sind eine dressierte, nach außen geleitete Subjektivität sowie eine große, durch fixe Normalitätsgrenzen begründete Angst vor De-Normalisierung und A-Normalität.[43] Das versichernde Normalitätsspektrum mit seiner symbolischen Mitte ist im Protonormalismus so eng gefasst wie möglich, weswegen die Zonen

38 Vgl. Link, Jürgen: (Nicht) normale Lebensläufe, (nicht) normale Fahrten: Das Beispiel des experimentellen Romans von Sibylle Berg. In: Gerhard, Ute/Grünzweig, Walter/Link, Jürgen/Parr, Rolf (Hrsg.): *(Nicht) normale Fahrten. Faszinationen eines modernen Narrationstyps.* Heidelberg 2003, S. 21 – 36, hier S. 32. Im Folgenden zitiert als Link (2003). Siehe ebenso: Parr/Thiele (2003), S. 41ff., siehe Fn 35. Zum Begriff des „Thrill" siehe ebenso: Risholm, Ellen: (Nicht) normale Fahrten US-Amerikanischer und deutscher Roadmovies. In: Gerhard, Ute/Grünzweig, Walter/Link, Jürgen/Parr, Rolf (Hrsg.): *(Nicht) normale Fahrten. Faszinationen eines modernen Narrationstyps.* Heidelberg 2003, S. 107 – 130, hier S. 109.

39 Vgl. Link (2009), S. 44 sowie S. 354, siehe Fn 29.

40 Vgl. ebd., S. 351. Vgl. ebenso Link (1997), S. 238, siehe Fn 14.

41 Vgl. Link (2009), S. 353, siehe Fn 29.

42 Vgl. ebd., S. 352.

43 Vgl. ebd., S. 33f. sowie Link (2013), S. 106, siehe Fn 8 sowie Fn 29.

der A-Normalität im Vergleich sehr viel breiter ausgeprägt sind. Die relativ starren Grenzen können nicht überschritten werden, sodass ein Individuum, ist es einmal in die Zone der A-Normalität gelangt, nicht mehr zurück in den Bereich der Normalität kann, was sowohl für ‚normale' als auch für ‚a-normale' Subjekte deutliche Folgen hat, da zwei strikt voneinander getrennte Teilbevölkerungen geschaffen werden, die die Irreversibilität der Grenzüberschreitung noch deutlicher machen. Für die A-Normalen bedeutet das, dass ihre Identität zum Stigma wird und sie ein Leben lang für ‚a-normal' gelten. Das wiederum schürt die De-Normalisierungsangst der Normalen, die eine Art Ansteckung und damit dasselbe Schicksal wie die A-Normalen fürchten, die für sie eine andere Normalitätsklasse bilden.[44] Als Effekt davon scharen sich die protonormalistischen Individuen um die symbolische Mitte, sodass die Gaußkurve ein sehr enges Profil in der Mitte bekommt.

Einem solchen Protonormalismus steht der flexible Normalismus gegenüber, der spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg die vorherrschende Strategie zur normalistischen Orientierung der Individuen westlicher Gesellschaften ist. Dieser flexible Normalismus setzt eine autonome und eigenorientierte Subjektivität voraus und bietet seinen Subjekten eine Übergangszone zwischen Normalität und A-Normalität. Er ist folglich auf die Fähigkeit der Subjekte zur normalistischen Selbstverortung angewiesen, wobei die Normalitätsgrenzen flexibel sind.[45] Dennoch wird zu jeder Zeit der Gegensatz zwischen der oberen und der unteren Normalitätsgrenze bewahrt, sodass sowohl die Angst vor einer Grenzüberschreitung als auch die Attraktivität der Normalität aufrechterhalten werden.[46] Dabei ist der Übergang zwischen A-Normalität und Normalität kontinuierlich und die Grenzen liegen weit entfernt von der Mitte, was zu einer Ausdehnung des Normalspektrums nach ‚oben' wie auch nach ‚unten' führt. Dementsprechend weit ist auch das Profil der ‚Mitte' der Gaußkurve. Hinzu kommt ein weiterer Unterschied zum Protonormalismus: Ist ein Individuum bei einer Grenzüberschreitung in der A-Normalität angelangt, kann es jederzeit wieder zurückkehren in die Normalität. Folglich ist eine De-Normalisierung im flexiblen Norma-

44 Vgl. Link (2013), S. 107.

45 Vgl. Link, Jürgen: Wie das Kügelchen fällt und das Auto rollt. Zum Anteil des Normalismus an der Identitätsproblematik der Moderne. In: Willems, Herbert/Hahn, Alois (Hrsg.): *Identität und Moderne.* Frankfurt am Main 1999, S. 164 – 179, hier S. 171. Vgl. ebenso Link (2009), S. 57f., siehe Fn 29.

46 Link (2003), S. 33, siehe Fn 36.

lismus reversibel, d. h. auf De-Normalisierung kann mit Re-Normalisierung geantwortet werden.[47]

1.1 Das Konzept des flexiblen Normalismus in der Medienwissenschaft

Während es bereits einige Arbeiten zur Frage des Normalismus in Film und Fernsehen sowie zur Rolle der audiovisuellen Medien als Normalitätsproduzenten gibt (speziell von Link wie auch von Rolf Parr und Matthias Thiele), sind die Verhandlungen von Normalitäten und Nicht-Normalitäten in seriellen Fernseh-Formaten bisher kaum analysiert worden. Das heißt, dass für das doch weltweit verbreitetste Medium und insbesondere für solche Fernseh-Formate, die (hauptsächlich) mit Komik als Mittel zur Normalitätsproduktion arbeiten, bisher keine normalismustheoretischen Arbeiten vorliegen. Vielmehr konzentrieren sich die vorhandenen Arbeiten überwiegend auf das Fernsehen, Spielfilme oder aber – wie z. B. Matthias Thiele – auf Boulevard-Themen.[48] So betrachtet Knut Hickethier in seinem Aufsatz „Katastrophenmelder, Skandalisierungsinstrument und Normalisierungsagentur. Die Risiken und die Medien" das Fernsehen als eine Art weitreichende Agentur, die ihren Zuschauern nicht nur eine Vielzahl von Normalitäten bereitstellt, sondern zugleich auch die Angst vor A-Normalitäten zu verringern versucht, indem sie diese öffentlich thematisiert und durch eine Einordnung in den Alltag der Zuschauer zu normalisieren versucht. In „Die Fernsehserie und das Serielle des Fernsehens" erweitert er diesen Ansatz auf serielle Formate des Fernsehens unter Berücksichtigung ihrer Funktion als auf Fortsetzung (und damit auf langfristige Bereitstellung von Normalitäten) hin konzipierte Formate. Ähnlich gehen Christina Bartz und Marcus Krause in ihrem Sammelband „Spektakel der Normalisierung" vor. Auch hier konzentriert sich die Mehrzahl der Aufsätze auf deren Analysen, wie (A-)Normalitäten in Print- sowie audiovisuellen Medien thematisiert und präsentiert werden.

Auf die gleiche Weise verfahren die Beiträge im Sammelband „Monströse Ordnungen. Zur Typologie und Ästhetik des Anormalen",

47 Vgl. Link (2013), S. 107, siehe Fn 8.

48 Zu den vollständigen Titeln der auf den nächsten Seiten genannten Sammelbände und Aufsätze siehe Literaturverzeichnis.

denn auch hier geht es, wie bereits vom Titel impliziert, um den Umgang mit A-Normalitäten in den Medien. Dabei bezieht sich insbesondere Parr in seinem Aufsatz „Monströse Körper und Schwellenfiguren als Faszinations- und Narrationstypen ästhetischen Differenzgewinns“ auf den ästhetischen Reiz von Monstrositäten und die damit verbundenen medialen Inszenierungen. Neben Romanen (z. B. „Amerika“ von Sibylle Berg) und TV-Sendungen analysiert er in seinem Aufsatz zudem Realityshows wie Nip/Tuck oder The Swan, die rund um die plastische und ästhetische Chirurgie am Menschen spielen. Dabei geht es unter anderem auch um die Optimierung des menschlichen Körpers hin zu einer vermeintlich ‚Supernormalität‘. Ebenfalls auf die Serie Nip/Tuck und die darin praktizierte Selbstoptimierung der Figuren, weg von einer ‚langweiligen‘ Normalität hin zu einer auf ewige Verbesserung ausgerichtete Hyper-Normalität, geht Michael Cuntz in seinem Aufsatz „‚Tell me what you don‘t like about yourself‘“ auf Hypernormalisierung und Destabilisierung der Normalität in der US-Fernsehserie Nip/Tuck ein.

Einen anderen Ansatz verfolgen Parr und Thiele im Sammelband „Gottschalk, Kerner & Co. Funktion der Telefigur ‚Spielleiter‘ zwischen Exeptionalität und Normalität“. Sie setzen den Schwerpunkt auf Analysen von Normalitäten im Fernsehen mit Hilfe eines Spielleiters oder Entertainers. Dabei liegt der Fokus auf Unterhaltungssendungen wie Wetten, dass..? oder Verstehen Sie Spass?. So wird z. B. in Peter Friedrichs Beitrag „Von Spielleitern als Testleitern, Unfällen und Gesichtern in Fernsehshows – Verhältnismikroskopie als Unterhaltungskunst“ bereits marginal auf Formate eingegangen, die mit Komik als Mittel zu Normalitätsproduktion arbeiten, dennoch beschränken sich die Analysen hier auf solche Formate, deren Normalitätsvermittlung maßgeblich von einem Moderator oder Spielleiter abhängt.

Weiterhin gibt es bereits einige Arbeiten über die Präsenz von US-amerikanischen Serien im deutschen Fernsehen. Vor allem Irmela Schneider (u. a. „Amerikanische Einstellung. Deutsches Fernsehen und US-amerikanische Produktionen“) befasst sich mit der Akzeptanz und Einbettung sowie der Inhaltsanalyse von amerikanischen Formaten im deutschen Fernsehprogramm der 1990er Jahre. Serien der letzten 20 Jahre finden hier keine Beachtung.

Im Reader „Grundlagen zur Fernsehtheorie. Theorie – Geschichte – Analyse“ von Markus Stauff, Matthias Thiele et al. dagegen finden sich ei-

nige Forschungsansätze in Bezug auf das Format Sitcom. Sowohl Steve Cavell („Die Tatsache des Fernsehens") als auch John Thornton Caldwell („Televisualität") behandeln die Sitcom in Hinblick auf ihr Potential als Unterhaltungssendung unter dem Aspekt der Vermittlung von Geselligkeit und dem Mythos ‚Kleinfamilie'. Weiter thematisieren Francesco Casetti und Roger Odin in ihrem Aufsatz „Vom Paläo- zum Neofernsehen" die eingespielten Lacher der Sitcom als eine Art versteckte Manipulation der Zuschauer von Seiten des Fernsehens. Dennoch geht keiner der Autoren auf die Thematik der Kopplung von Comedy-Serie als Format mit dem Denkmodell des Normalismus sowie der besonderen Fähigkeit des Formats zur Vermittlung von Normalitäten ein. Zudem gibt es zwei weitere Abhandlungen über ausgewählte amerikanische Serien der letzten fünfzehn Jahre, die einen Großteil des deutschen (Abend-) Fernsehprogramms ausmachen bzw. ausmachten, doch gehen diese nicht näher auf die Verbindungen zwischen dem Format der (Comedy-) Serie und dem Denkmodell Normalismus ein. So gründet sich Alan Sepinwalls „Die Revolution war im Fernsehen" eher auf eine fernsehkritische Analyse. Bekannt geworden als amerikanischer Blogger, behandelt Sepinwall zwar Grenzverschiebungen im populärkulturellen Medium Fernsehen, kombiniert diese aber nicht mit dem Thema Grenzverschiebung und -überschreitung in Bezug auf Normalfelder. Vielmehr handelt es sich hierbei um eine Sammlung der Serienkritiken aus seinem Blog, woraus sich dann auch der kaum an wissenschaftliche Diskurse erinnernde Ton der Darstellung erklärt. Seine Analysen von The Sopranos, Mad Men oder Buffy – Im Bann der Dämonen sind eher ausführliche Rezensionen im Sinne eines Urteil nach den Kriterien ‚gut gelungen/nicht gut gelungen' als fernsehwissenschaftliche Analysen.[49]

Anders verhält es sich bei der Aufsatzsammlung „Die neue Amerikanische Fernsehserie" von Claudia Lillge et al. Sie setzt sich aus medienwissenschaftlicher Perspektive mit den Serien des ausgehenden 20. und aktuellen 21. Jahrhunderts auseinander. Während bei Sepinwall keine Comedy-Formate berücksichtigt werden, geht es bei Lillge et al. zumindest ansatzweise um solche. Als Beispiel kann Jörn Glasenapps Aufsatz „Das Erbe Capras: Amerikanische Träume in Gilmore Girls" aufgeführt werden. Hierin sieht Glasenapp Elemente der sogenannten ‚Screwball Comedy', einem Subgenre der ‚Romantic Comedy', entstanden Mitte der 1930er Jahre und bis Anfang der 1940er Jahre erfolgreich

49 Vgl. hierzu: Sepinwall, Alan: Die Revolution war im Fernsehen. Wiesbaden 2014.

im Fernsehen vertreten. Dabei handelt es sich um Liebeskomödien, deren Handlung sich in ebenso hohem Tempo vollziehen wie ihre Charaktere exzentrisch und im besten Sinne des Wortes ‚ver-rückt' sind.[50] Daraus resultieren abwechslungsreiche Dialoge der Figuren, die sich in ihrer Absurdität den Grenzen dessen nähern, was in der Realität als normal gelten kann. In keinem Fall aber werden Grenzen überschritten, sodass die Zuschauer ihre Freude durch die (komisch inszenierte) Erleichterung empfinden, dass eine Grenzüberschreitung knapp abgewehrt werden konnte. Hierauf geht Glasenapp allerdings nicht weiter ein und ebenso wenig tun dies die anderen Autoren des Bandes. Vielmehr verstecken sie hinter einer konstruierten Realität, dass die Serien normalistische Szenarien ausbilden. Denn meist geht es darum, in wie weit innerhalb der Serien (Ab-)Bilder einer vorausgesetzten Realität produziert werden, insbesondere des ‚American Way of Life' als derjenigen Art von Lebensführung, die als die einzig richtige und somit normale angesehen werden soll. Dabei werden alle behandelten Serien nicht als audiovisuelle Formate betrachtet, sondern bekommen stets das sie aufwerten sollende Prädikat ‚neuer Roman der Gegenwart' zugeschrieben. Es findet also eine Auskopplung des Formates aus seiner Fernseh-Medialität statt. Das ‚Adelsprädikat' Literatur wird mit dem Ausblenden der Televisualität bezahlt. Zwar geht es auch dabei um Normalitäten, A-Normalitäten, um Tabu- und Grenzbereiche, allerdings ohne dass diese jemals als solche benannt oder beschrieben würden. Es fehlt also – neben einer dem Format angemessenen und notwendigen Betrachtung der Serien – ein zweiter, weiterführender Schritt, nämlich der, den Bezug zwischen der Serie als Fernsehformat und dem Denkmodell des flexiblen Normalismus herzustellen. Konkret heißt das, der Band „Die neue Amerikanische Fernsehserie" arbeitet unterschwellig normalistisch, ohne dies bewusst zu thematisieren: Grenzgebiete werden in den Alltag integriert und ihnen damit die Bedrohung genommen (z. B. in Lillges Analyse von Six Feet Under, in der der Normalität des Todes zu mehr Akzeptanz verholfen werden soll). Etwas aus heutiger Sicht A-Normales wird durch die Darlegung seiner historischen Hintergründe als für seine Zeit normal und damit für die Zuschauer der Gegenwart akzeptabel deklariert. Doch trotz der der facto stark normalistisch geprägten Analyse aller Beiträge dieses

50 Siehe hierzu: Glasenapp, Jörn: Das Erbe Capras: Amerikanische Träume in Gilmore Girls. In: Lillge, Claudia/Breitenwischer, Dustin/Glasenapp, Jörn/Paefgen, Elisabeth K. (Hrsg): *Die neue Amerikanische Fernsehserie. Von Twin Peaks bis Mad Men.* Paderborn 2014, S. 83 – 102, hier S. 84ff.

Sammelbandes fehlt der genaue wissenschaftlich Zugriff auf das Phänomen des flexiblen Normalismus.

Eine noch detailliertere Analyse des Genres Sitcom in den öffentlich-rechtlichen sowie den privaten Sendern des deutschen Fernsehens bietet Karin Knops Dissertation „Comedy in Serie“. Neben einer ausführlichen historischen Einordnung des Formats finden sich hier Antworten auf die Frage, wie Humor produziert, anhand welcher Themen er generiert und mit welchen Stilmitteln und Techniken er umgesetzt wird. Darüber hinaus liegt der Fokus auf humoristischen Late-Night-Talkshows wie TV total oder Die Harald Schmidt Show. Dabei spielen bei Knops Analysen die Zuschauer und ihre Meinung zu Qualität und Quantität humoristischer Sendungen eine übergeordnete Rolle, die auf Grundlage einer Rezipientenbefragung erhoben wurden. Doch auch hier fehlt der weiterführende Schritt, die erlangten Ergebnisse mit der Theorie des Normalismus zu verknüpfen.

Daran zeigt sich, dass – egal, ob mit Komödientendenz oder ohne – die Frage nach dem, was normal ist und was nicht, in der Medienwissenschaft bisher um einiges weniger Beachtung gefunden hat, als es in der Medienlandschaft selbst der Fall ist. Auch und gerade im Hinblick auf die Ausdifferenzierung der Formate im deutschen Fernsehprogramm, die überwiegend mit Komik als Mittel zur Normalitätsproduktion und -vermittlung arbeiten, ist es umso erstaunlicher, dass diese bisher kaum wissenschaftlich analysiert worden sind. Man könnte sogar so weit gehen, zu sagen, dass man, egal welchen Kanal man gerade einschaltet, zu jeder Zeit auf irgendeine Weise mit der Kopplung von Komik und Normalitäten konfrontiert wird; bei einem Blick in medienwissenschaftliche Abhandlungen zu Fernsehserien hingegen kaum. Diese Forschungslücke soll mit der vorliegenden Arbeit ein Stück weit geschlossen werden. Die Konzentration auf Sendungen, die nicht nur alltagsnahe Themen aufnehmen, zeigt dabei, in wie weit und mit welchen Mitteln auch erkennbar fiktive Formate, hier Comedy-Serien, ihren Rezipienten Vorstellungen von Normalitäten vermitteln, die auf die eigene Lebensweise bezogen werden können. Dabei wird deutlich, welche unterschiedlichen Arten in der Darstellung bzw. filmischen Umsetzung von mal gewollt, mal ungewollt komischem Verhalten sich auf ebenso unterschiedliche Arten von Normalitäten auswirken und somit neue, zugleich serien- wie comedy-konforme Normalfelder schaffen. Herauszufinden gilt also, auf welche Weise das Fernsehformat Comedy und das Denkmodell des flexiblen Wechsels zwischen Normali-

täten zusammenhängen, wobei der Unterschied zwischen den behandelten Comedy-Serien und anderen seriellen Formaten und Filmen Beachtung finden soll. Während nämlich in Spielfilmen wie Groundhog Day (dt. Und täglich grüsst das Murmeltier) eine Person von den verschiedensten Extrempositionen ausgehend die gesamte Länge des Films benötigt, um zu einer für sich selbst akzeptablen Mitte zu gelangen, oder die Dauer von normalen bzw. nicht-normalen Szenarien wie im Actionfilm Kill-Bill an vielen Stellen mindestens eine Minute anhält, ist es den Figuren in Comedy-Serien oftmals möglich, innerhalb von Sekunden zwischen verschiedenen Normalitäten und A-Normalitäten zu wechseln.[51] Von daher gilt es herauszuarbeiten, wie Comedy-Serien das Modell des flexiblen Normalismus sowie unterschiedliche Normalfelder aufgreifen und darüber vielfältige Normalitätsangebote für die Zuschauer machen. Denn gerade mediale Formate, die mit Komik arbeiten, sind besonders geeignete Vermittler von Normalitäten, indem sie diese in kürzester Zeit konstruieren und in Frage stellen, weiterentwickeln und relativieren und diese den Zuschauern zum Selbstabgleich bereit stellen. Ihre Akteure, die wegen der nötigen Verdatung vieler Fälle meist in größeren Populationen bzw. Gruppen auftreten, variieren ständig flexibel zwischen verschiedensten Normalfeldern und führen dabei in Sekundenschnelle mit ihren Wortwechseln gleichsam kleine Umfragen durch, um die Grenzen des jeweiligen Normalfeldes und die Positionierung der Gruppenmitglieder als Fälle im Normalitätsspektrum festzusetzen. Hierbei reicht oftmals die kurze Äußerung einer Figur, um eine andere aus einem normalistischen Feld heraus zu katapultieren oder in dieses hineinzuholen oder aber umgekehrt, sich selbst in einem normalistischen Feld zu verorten.

Die große und kontinuierlich steigende Zahl dieser Formate im deutschen Fernsehen spricht für die Beliebtheit von Comedy-Serien bei den Zuschauern, denn eine komische oder gar lächerliche Darstellung von Nicht-Normalitäten leistet einen erheblichen Beitrag dazu, dass die Zuschauer sich in ihrer eigenen Normalität rückversichern können. Dem Nicht-Normalen und der Angst vor einer De-Normalisierung wird durch seine komische Darstellung das Bedrohliche genommen und A-Normalität erscheint zugleich als ungefährlicher Zustand,

51 Beispielhaft anführen lässt sich an dieser Stelle der finale Showdown in Kill Bill, wenn die Protagonistin Kiddo den letzten Kampf mit ihrer Widersacherin On Ren-Ishii führt. Diese gänzlich a-normale Kampfszene dauert mehrere Minuten an, bis letztendlich durch den Sieg von Kiddo wieder eine für sie akzeptable Normalität hergestellt ist. Siehe hierzu: Quentin Tarantino: Kill Bill – Volume 1. Maverick Records Company 2003.

den die Zuschauer in einer Art von Probehandeln übernehmen können. So werden die Zuschauer in die Lage versetzt, Distanz zwischen dem Gezeigten und ihrer eigenen Realität und Normalität zu erkennen. Dadurch fühlen sie sich sicher und die Angst vor einem Abrutschen in den Bereich der Nicht-Normalität schwindet. Hinzu kommt, dass eine humorvolle Aufbereitung von Nicht-Normalitäten ein mögliches Verhalten diesen gegenüber zeigt, falls sie im realen Leben auch abseits der Fernsehwelt einmal relevant werden sollten. Dadurch gewinnen die Zuschauer eine doppelte Versicherung ihrer eigenen Normalität, denn sie wissen, dass sie sich ihrer sicher sein oder sie zumindest schnell wiedergewinnen können. Andererseits ist es auch möglich, dass die Präsentation von Grenzüberschreitungen oder eines Daseins jenseits der Normalitätsgrenzen bei den Zuschauern eine Lust an der Durchbrechung von Normalitäten generiert. Thrill und Versicherung existieren also nebeneinander und können von den Zuschauern durchaus auch im Wechsel präferiert werden.

Neben der Konstruktion und der Versicherung der eigenen Normalität der Zuschauer produzieren Comedy-Serien aber auch noch auf andere Weise Normalitäten. Mit der offensichtlichen Thematisierung von Zuständen jenseits allem, was als normal gelten kann, führen sie den Zuschauern vor, wie ein Leben in einer von vielen möglichen anderen Normalitäten oder Nicht-Normalitäten aussehen kann und generieren damit die Lust am Überschreiten von Normalitätsgrenzen, was die doppelte Lust der Zuschauer an der Rezeption ausmacht. So können ganz verschiedene Zuschauer mit ganz verschiedenen Befindlichkeiten auf ganz verschiedene Weise angesprochen werden und finden sich in ihrer Normalität bestätigt. Zugleich bringt die Vielfalt an Normalitätskonzepten Widersprüche und Ungereimtheiten mit sich, was ebenfalls zu Irritationen der Rezipienten führen oder aber diese vielleicht sogar in mehreren ihrer Normalitäten bestätigen kann.

Mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung des Normalismus und unter Rückgriff auf Links Definitionen des Protonormalismus und des flexiblen Normalismus sowie auf die einschlägige Literatur der Fernsehforschung – insbesondere von Link, Thiele und Parr sowie von Friedrich, Hickethier, Bartz und Keppler – beschäftigt sich das erste Kapitel mit der Funktion audiovisueller Medien als Agenturen der Normalitäts-Ver-Sicherung. Außerdem wird die damit einhergehende Rolle des Fernsehens als Produzent und Vermittler von

Realitäten, Normalitäten und Normalfeldern der verschiedensten Art thematisiert.

Das zweite Kapitel beinhaltet eine definitorische Bestimmung der Sitcom als normalistisches Fernsehformat sowie eine kurze Einführung der theoretischen Grundlage aller folgenden Analysen. Dabei erfolgen sowohl eine Bewertung verschiedener Theoretiker – wie Ulrich Brandt oder David Marc – sowie gleichermaßen eine inhaltliche Abgrenzung zu diesen.

Darauf aufbauend konkretisiert das dritte Kapitel die Rolle des Fernsehens als Normalitätsproduzent am Beispiel der amerikanischen Sitcom Two Broke Girls. Neben einem Abriss zum Inhalt der Serie, wird im ersten Teil zunächst herausgearbeitet, wie sich der Konflikt zwischen den Protagonistinnen Max und Caroline äußert, die für die Positionen in Sub- und Supernormalität stehen. Weiter geht es darum, herauszufinden, was für die Zuschauer das Lustige, Komödienhafte an diesem Konflikt ist und welchen Nutzen sie in Bezug auf ihre eigene Normalität daraus ziehen können. Die beiden darauffolgenden Abschnitte thematisieren das Leben der zwei Protagonistinnen in der gesellschaftlichen Subnormalität, ihre unterschiedlichen Arten, mit De-Normalisierungen umzugehen, und die Auslöser für solche. Ferner werden ihre Wege der Re-Normalisierung herausgearbeitet und es wird analysiert, wie die Figuren es schaffen, ihr Leben an den Grenzen zur Subnormalität zu legitimieren und dadurch eine Art ‚neue Normalität' zu etablieren. Darüber hinaus wird in einem dritten Abschnitt der Wandel der Figuren innerhalb der Serie herausgearbeitet und gezeigt, wie das Ausweiten von Grenzen im flexiblen Normalismus funktioniert. Thematischer Schwerpunkt dieses Kapitels ist daher die Fähigkeit des Comedy-Formats, Subnormalität als neue Normalität darzustellen sowie die Möglichkeit der Grenzexpansion und die Fähigkeit des Formats zu einem schnellen Wechsel zwischen verschiedenen Normalitäten und Normalfeldern.

Im Unterschied dazu steht die im vierten Kapitel bearbeitete Sitcom The Big Bang Theory. Gleichsam als Spiegelbild zur Serie zum vorhergehenden Kapitel, ist das Leitthema dieses Absatzes die Legitimation von Supernormalität als Normalität. Da sich diese in der Serie auf dreifache Weise zeigt, ist auch das Kapitel dreiteilig angelegt. Nach einer kurzen Einführung konzentriert sich der erste Teil auf die Figur Sheldon Cooper, die eine besondere Form der Supernormalität reprä-

sentiert und mit auffälligen Formen der De-Normalisierung umzugehen hat. Dabei wird zugleich die (Un-)Flexibilität der Normalitätsgrenzen herausgearbeitet, was sich in der Gegenüberstellung von Sheldon Cooper mit der Figur Penny zeigt, die – kontrastiv zu Sheldon – als ‚einfach' dargestellt wird. Der zweite Teil analysiert die Art und Weise, wie die Figur Penny mit drei weiteren Hauptfiguren und deren – durch ihre Intelligenz bedingten – Supernormalität umgeht, wie sie als normaler Mensch De-Normalisierungen in diesem Feld hervorruft, warum sie selbst solche erfährt und was ihre Strategien der Re-Normalisierung der eigenen Person sind. Im dritten Abschnitt wird das Auftreten aller Figuren der Serie in einer Gruppenkonstellation in unterschiedlichen Zusammensetzungen als Mittel zur De- und Re-Normalisierung herausgearbeitet. Dabei geht es insbesondere um die Fähigkeit des Comedy-Formats zum sekundenschnellen Wechsel zwischen den verschiedensten Normalitäten und Nicht-Normalitäten sowie um die Möglichkeit der Kombination des Formats mit dem Denkmodell des flexiblen Normalismus. Zudem wird an dieser Stelle herausgearbeitet, warum die Figuren sich kaum weiterentwickeln, womit gleichzeitig der Unterschied zu Two Broke Girls erklärt wird, einer Serie, deren Protagonistinnen Weiterentwicklung im Sinne von Annäherung in Richtung der jeweils ‚oberen' Normalitätsgrenzen angeben.

Um eine ganz andere Gruppenkonstellation zu analysieren, die allein durch ihre Zusammensetzung schon verschiedene A-Normalitäten einzubringen in der Lage ist, befasst sich das darauffolgende fünfte Kapitel mit der amerikanischen Serie New Girl, deren Hauptfiguren Jess, Nick, Schmidt und Winston in einer Wohngemeinschaft leben. Jeden Tag werden sie mit den a-normalen Angewohnheiten der Mitbewohner konfrontiert, mit denen umzugehen sie erst lernen müssen. Ab und zu taucht Jess' Freundin Cecilia auf, um mit ihrem Spektrum an Normalitäten die sich gerade einander annähernden Gruppenmitglieder wieder durcheinander zu bringen. Darauf aufbauend, befasst sich der erste Teil des Kapitels mit der Gruppenkonstellation der Serie und den unterschiedlichen (Nicht-)Normalitätsvorstellungen der Figuren. Dabei wird zusätzlich die Frage geklärt, warum die Serie als Sitcom deklariert wird, jedoch nicht mit einem fiktiven Publikum und eingespielten Lachern arbeitet. Darüber hinaus wird auch hier analysiert, in wie weit die Serie, gerade dadurch, dass sie mit komischen Elementen arbeitet, als Produzent und Vermittler von Normalitäten bzw. A-Normalitäten fungiert.